

Kunst & Zeitgeschichte.

Erinnerung – Gedenken – Universität

Herbert Posch

Die Universität Wien beschäftigt sich in den letzten zehn bis 15 Jahren verstärkt mit ihrer jüngeren Vergangenheit, reflektiert ihre Memorialkultur und setzt dabei neue Akzente. Im Zentrum der historischen Aufarbeitung stehen die lange Zeit vernachlässigte Auseinandersetzung mit der Universität Wien in der Zeit des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus (1933/34–1945), aber auch das Thema Frauen und Wissenschaft, bei dem es personalpolitisch trotz einiger Erfolge im letzten Jahrzehnt gegenwärtig immer noch einen großen Nachholbedarf gibt, das aber auch in der Memorialkultur lange Zeit nur wenig bis gar nicht präsent war.

Auch zahlreiche KünstlerInnen nahmen seit 2000 verstärkt zentrale Aspekte der Geschichte der Universität zum Ausgangspunkt ihrer künstlerischen Arbeiten.

Das Institut für Zeitgeschichte und das Forum „Zeitgeschichte der Universität Wien“ planten daher in Kooperation mit dem Institut für Kunstgeschichte und im Kontext der Österreichischen Zeitgeschichtetage 2010 die Ausstellung „Kunst & Zeitgeschichte | Erinnerung – Gedenken – Universität“ und luden elf KünstlerInnen ein, ihre Arbeiten zu präsentieren. Thematischer Fokus waren auch hier die Themen Gender und Wissenschaft (Ricarda Denzer, Ursula Hübner, Zilla Leutenegger, Bele Marx, Elisabeth Penker, Sofie Thorsen) und Universität Wien und Nationalsozialismus (Minna Antova, Hans Buchwald, Itai Margula, Bele Marx & Gilles Mussard).

Teilweise wurden diese nicht realisiert (Itai Margulas Installation über die Doktoratsaberkennungen in der NS-Zeit, 2005/6), teilweise nur temporär (Elisabeth Penkers Denkmal der Anonymisierten Wissenschaftlerinnen, 2006), und teilweise initiierte auch die Universität Wien aktiv künstlerische Arbeiten. So schrieb die Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) 2009 einen künstlerischen Wettbewerb für ein „Denkmal für die Würdigung der Leistungen von Wissenschaftlerinnen der Universität Wien“ aus, dessen Einreichungen im Rahmen der Ausstellung 2010 auch erstmals öffentlich präsentiert wurden (Iris Andraschek, Ricarda Denzer, Ursula Hübner, Zilla Leutenegger, Bele Marx, Sofie Thorsen). Als Ergebnis des Wettbewerbs wurde das Projekt „Der Muse reicht’s“ von Iris Andraschek 2009 im Arkadenhof des Hauptgebäudes umgesetzt.

Weiters entstanden in dieser Dekade das „DENK-MAL Marpe Lanefesch“ (Minna Antova, 2005) – die künstlerische Neugestaltung des ehemaligen jüdischen Bethauses am Campus der Universität Wien –, die „Kontroverse Siegfriedskopf“ (Bele Marx & Gilles Mussard, 2006) – die Neukontextualisierung des umstrittenen Kriegerdenkmals im Hauptgebäude der Universität Wien –, die Installation „Nobelpreis und Universität – ein Gruppenbild mit Fragezeichen“ (Bele Marx & Gilles Mussard, 2006), sowie das „Denkmal für Ausgegrenzte, Emigrierte und Ermordete des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien“ (Hans Buchwald, 2008).

Bevor die einzelnen Kunst- und Erinnerungsprojekte näher vorgestellt werden, möchte ich kurz die klassischen Gedenkformen und -orte der Universität als Hintergrundfolie in Erinnerung rufen.

Klassische Gedenkformen und -orte an der Universität Wien

Die Universität Wien ehrt im Rahmen von Festveranstaltungen Personen, die sich um Universität und Wissenschaft besonders verdient gemacht haben und integriert diese somit auch in ihren Beziehungs- und Gedächtnisraum (bis zur letzten Printausgabe 1999 wurden ihre Namen auch im Personalverzeichnis der Universität im Anschluss an die obersten Leitungsorgane abgedruckt (Universität Wien 1999), heute sind sie wie auch das Personalverzeichnis auf der Homepage nachzulesen. (Posch 2009a,) Zu diesen Auszeichnungen zählen das Ehrendoktorat, der Ehrensenat, die EhrenbürgerInnenschaft und das Ehrenzeichen. Die verschiedenen Ehrungsformen sind in den Satzungen fixiert, zuletzt modifiziert 2007. (Mitteilungsblatt der Universität Nr. 15 aus 2007/08 vom 22.10.2007) An einer Schwerpunktsetzung im Hinblick auf das 2015 anstehende 650-Jahr-Jubiläum wird bereits gearbeitet. Kurz zur Unterscheidung: Das Ehrendoktorat ist für Personen bestimmt, die sich mit ihren wissenschaftlichen Leistungen für die Universität bzw. für eine Fakultät besonders hervorgetan haben. Mit dem Ehrensenat werden langjährige Verbundenheit und höchste Verdienste um die Universität Wien honoriert. Die EhrenbürgerInnenschaft gilt als Dank an Personen, die die Universität großzügig finanziell unterstützen. Das Ehrenzeichen erhalten MitarbeiterInnen für ihre langjährige Tätigkeit an der Universität Wien. Diese Ehrungsformen können ausschließlich noch lebenden Personen zukommen und schaffen daher zwischen Universität und Geehrten Bindungen und Bezüge. Anders als bei den vornehmlich erst posthum gewidmeten Denkmälern, sind an diesen Ehrungsformen beide Seiten aktiv beteiligt.

Um einen kurzen Überblick über die Dimensionen zu geben: Im Zeitraum 1900–2010 wurden 219 EhrendoktorInnen (darunter 12 Frauen) kreiert, 65 Ehrensenatoren (darunter keine Frau), 14 Ehrenmitglieder (darunter keine Frau), 70 Ehrenbürger (darunter keine Frau) ernannt und 191 Ehrenzeichen verliehen (darunter 47 an Frauen); wobei einige der in der NS-Zeit verliehenen Ehrungen nach 1945 wieder aberkannt wurden (vgl. Posch 2009, 251–266), im Gedenkraum somit wissenschaftspolitische und weltanschauliche Standpunkte symbolisch deklariert wurden, die allerdings in der aktiven Personalpolitik dieser Jahres entgegengesetzt gelebt wurden. (vgl. Fleck 1996)

Die meisten künstlerisch-gestalterischen Erinnerungskonzepte gehen auf die Bauzeit der zentralen Universitätsgebäude im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zurück, haben die Form von Denkmälern und Gedenktafeln und konzentrieren sich räumlich auf die zentralen Eingangs- und Versammlungsbereiche: im Fall des Hauptgebäudes die Festsäle, die Aula und der Arkadenhof. Die letzteren waren bis 2009 im „aktiven gedenkpolitischen Gebrauch“, aber gemäß eines Entschlusses des Rektorats soll dieses Denkmals- und Ehrungskonzept nicht mehr weitergeführt, sondern durch neue Formen, die mehr im 21. Jahrhundert angekommen sind, abgelöst werden. Bislang konnten verdiente Angehörige der Universität nach ihrem Tod in der klassischen Form von Gedenktafeln und Büsten in den universitären Memorialraum integriert werden. Zentraler „*lieux de mémoire*“ ist der

3.300 m² große Arkadenhof im Hauptgebäude, der vom Architekten Heinrich von Ferstel als *campo santo* bzw. „Ruhmeshalle“ der Universität konzipiert worden war. Ferstel verknüpfte dafür die zentrale Erschließungs- und Begegnungsfunktion des Hofes mit der Memorialfunktion indem er vorsah, die Büsten verdienter Universitätsmitglieder entlang der täglich hochfrequentierten Wege anzuordnen: Vom Arkadenhof führ(t)en mehrere Stiegen zu den großen Hörsälen, zu Instituten, Dekanaten und zur Universitätsbibliothek und der Hof war zentraler Aufenthalts-, Lern- und Begegnungsort der Studierenden. Die anfängliche Leere der Arkaden füllte sich rasch. Um dort geehrt zu werden, musste neben den entsprechenden wissenschaftlichen Verdiensten auch ein bestimmter Zeitabstand zwischen Tod und Zeitpunkt der Denkmalserrichtung vorliegen, der mehrmals erhöht wurde – eine Art Latenzzeit, in der sich die posthume Nachhaltigkeit der wissenschaftlichen Bedeutung erweisen musste: anfangs nur fünf Jahre, ab 1926 dann schon zehn und ab 1973 bereits 15 Jahre. In den Arkaden wurden vom ersten Denkmal 1888 (Jurist Julius Glaser) bis zum letzten 2002 (Philosoph Sir Karl Popper) insgesamt 154 Denkmäler errichtet (darunter nur eines für eine Frau, 1925). Sie wurden von verschiedenen KünstlerInnen gestaltet, wie etwa Michael Drobil, Anton Hanak, Alfred Hrdlicka, Richard Kauffungen, Michael Powolny, Eduard Hellmer, Josef Müllner, Christine Pillhofer, Viktor Tilgner oder Kaspar von Zumbusch. (vgl. Maisel 2007) Seit 2009 befindet sich im Zentrum auch das Kunstprojekt von Iris Andraschek.

Denkmäler, besonders jene im Arkadenhof, erwiesen sich auch in politischen Umbruchzeiten als Handlungsfeld für politische Manifestationen. Im Sinne einer *damnatio memoriae* kam es im Nationalsozialismus zu symbolischen „Säuberungen“ der Denkmäler: Ferstels Konzept des *campo santo* wurde mehr in Richtung „Wallhalla deutscher Wissenschaft“ uminterpretiert und wenige Tage vor der sogenannten „Reichskristallnacht“ wurden am 5. November 1938 die Denkmäler vermeintlich jüdischer Professoren beschädigt, umgeworfen und „mit Eisenlack teilweise angestrichen“. Insgesamt wurden ein Denkmal, vier Reliefs und fünf Büsten beschädigt, u.a. jene des Botanikers Julius von Wiesner, worauf am Ende des Beitrags nochmals kurz eingegangen wird. Daraufhin wurden systematisch alle Statuen verdienter jüdischer Wissenschaftler entfernt und in einem Depot unter dem Hörsaal 16 und im Archiv eingelagert. Beim nächsten politischen Umbruch 1945 wurde bereits am 12. Mai 1945 beschossen – gleichzeitig mit der Überprüfung des Universitätspersonals auf seine politische Tragbarkeit und der Wiedereinstellung abgesetzter Lehrender –, die 1938 entfernten Denkmäler wieder zu errichten. Das Tempo erstaunt, war das Gebäude doch teilweise stark kriegszerstört und man hätte erwarten können, dass substanziellen Erhaltungsmaßnahmen Vorrang vor symbolischem Handeln eingeräumt worden wäre. Doch scheint mit dieser raschen Behandlung der Frage eben auch eine wichtige politische Signalwirkung intendiert gewesen zu sein, um ein politisches Umdenken zumindest symbolisch sichtbar machen zu können, dass bei zahlreichen beteiligten Universitätsangehörigen im politischen Alltag noch nicht nachweisbar war. (vgl. Posch 2009)

Generell wurden die klassischen Gedenkformen der Büsten und Denkmäler jenseits des Arkadenhofes auch an anderen repräsentativen Stellen des Hauptgebäudes errichtet – etwa die Herrscherstatuen im Großen Festsaal und auf der Juristen-Feststiege (die HabsburgerInnen Rudolf IV. der Stifter, Maria-Theresia und Franz Joseph I.) –, sowie auch an zahlreichen Instituten. Dazu passen auch einige andere historistische Gedenkformen aus der Bauzeit des Hauptgebäudes, etwa die Ehrentafeln der Fakultäten und die Rektorenfasten in der Aula des Hauptgebäudes (vgl. Mühlberger 2007), hier werden weiterhin die Namen der

Rektoren nach Ende ihrer Amtszeit in latinisierter Form eingemeißelt und golden ausgelegt, was nach der 2011 endenden fast 12-jährigen Amtszeit des Langzeit-Rektors Georg Winckler vermutlich bald und erstmals im 21. Jahrhundert wieder erfolgen wird.

In den letzten Jahren wurden auch zunehmend neuere Wege beschritten und das Konzept der „Männer in Stein und Bronze“ nicht mehr weitergeführt. So entwickelte die Universität Wien etwa im Zuge der Errichtung des Campus im Areal des ehemaligen Allgemeinen Krankenhauses 1998 ephemere, weniger phallische und festschreibende Formen, etwa die Widmung der vier neu errichteten Eingänge in den Campus bzw. generell aller 24 Tore und Durchgänge als „Tore der Erinnerung“. (vgl. Ebenbauer/Greisenegger/Mühlberger 1998, 165–184) Kompensatorisch wurden hierbei bis dahin unterrepräsentierte Gruppen wie die im Nationalsozialismus vertriebenen Lehrenden sowie generell Frauen in den Wissenschaften verstärkt in den Gedenkraum der Universität aufgenommen. Leider fiel die großzügiger geplante Ausgestaltung der Tore dem Sparwillen der damaligen Campusverantwortlichen zum Opfer. Dies ist vermutlich mit einer Ursache dafür, dass dieses an sich spannende Konzept leider nicht die öffentliche Wahrnehmung erreichte, die den so Geehrten zu wünschen gewesen wäre.

Im Anschluss daran wurde das Spektrum der Erinnerungsformen um die bis dahin unübliche Namensgebung von Räumen und Gebäudeteilen erweitert (u.a. 2003 Elise Richter-Saal, 2005 Marietta Blau-Saal, 2009 sieben Hörsäle an der Fakultät für Physik benannt nach Ludwig Boltzmann, Erwin Schrödinger, Josef Stefan, Ernst Mach, Christian Doppler, Victor Franz Hess und Lise Meitner, 2010 die Hörsäle an der Fakultät für Chemie nach Carl Auer von Welsbach und Joseph Loschmidt, zuletzt 2011 der Hörsaal am Institut für Astronomie nach Josef Johann und Karl Ludwig Littrow). Da die Raumbenennungen bei jedem Orientierungshinweis, bei jeder Veranstaltung, die in diesen hochfrequentierten Räumen stattfindet, kommuniziert wird, gelingt hier auch die Erinnerungsfunktion besser als bei den „Toren der Erinnerung“, die lediglich Durchgänge bezeichnen und als Orientierungshilfe nicht angenommen wurden.

Als Neuerung sind an dieser Stelle aber auch virtuelle Formen zu nennen, wie das Online-„Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938“ (Posch/Stadler/Kniefacz 2009), das neben dem konventionellen handgeschriebenen Buch seit der Präsentation 2009 als *work in progress* im Internet weitergeführt und ausgebaut wird. Trotzdem werden auch klassische Formen, wie die auf barocke Traditionen zurückgreifende Rektorengalerie (Natter 1988), bis heute weitergeführt. Jeder Rektor wird während oder nach seiner Amtszeit von einem Künstler/einer Künstlerin seiner Wahl in Öl porträtiert. Die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Bilder schmücken heute die Rektoratsräume, die Festsäle samt Vorräumen bzw. lagern im Universitätsarchiv (hier treffen die ältesten barocken Portraits auf die politisch nicht mehr tragbaren Rektorenportraits mit Hakenkreuzornamenten aus der NS-Zeit).

In den letzten Jahren suchte die Universität in Gedenkfragen zunehmend die Zusammenarbeit nicht mehr nur mit WissenschaftlerInnen, sondern auch mit KünstlerInnen, um neuere Formen des Gedenkens und Erinnerns zu entwickeln und umzusetzen, womit wir beim Kernthema der Ausstellung und der dort präsentierten Kunstprojekte wären.

Unter den schon angesprochenen 154 Denkmälern, mit denen die Universität Wien im Arkadenhof an herausragende Persönlichkeiten erinnert, befindet sich nur eine einzige Ehrentafel für eine Frau, jene für Marie von Ebner-Eschenbach. Dieser Umstand wurde seit mehreren Jahren kritisch reflektiert. Sowohl WissenschaftlerInnen als auch Studierende haben in den letzten Jahren immer wieder Initiativen gestartet und auf die mangelnde Repräsentation von Frauen aufmerksam gemacht.

Genderinterventionen in den Arkadenhof

So gab es etwa 1991/92 eine feministische „Pickerlaktion“ von Geschichtestudierenden und Künstlerinnen: blaugüne Klebeetiketten mit einem – gebrochenen – Männersymbol ♂ mit der Inschrift „Hier ist ein Mann zuviel“, sowie gleichfarbige Kleber mit dem Frauensymbol ♀ und der Inschrift „... und eine Frau zuwenig!“, wurden temporär und ohne Genehmigung u.a. auf die Sockel und Denkmäler im Arkadenhof geklebt.

Auch 2003 versuchten Studierende in einer Intervention von unten, temporär, unangemeldet und heimlich, aber öffentlich, ein Statement zu setzen: Durch Ergänzung einzelner gegenderter Attribute wie geschminkter Mund, Perücken oder Kappen, Schals etc. und das Anbringen von Schildern wie „Ehefrau von ...“, „Haushälterin von ...“ „Mitarbeiterin von ...“ an den bestehenden Denkmälern der Männer sollte auf die Abwesenheit der Denkmäler von Frauen hingewiesen werden, bzw. auf den Aspekt, dass oftmals Frauen hinter den Leistungen von Männern stehen, diese den Blick darauf verstellen, der dafür freigemacht werden sollte.



Abb. 1: Elisabeth Penker, „Anonymisierte Wissenschaftlerinnen“, 2005/6, Foto: Herbert Posch

Im selben Jahr schrieb die Universität unter Studierenden der Akademie der Bildenden Künste auch einen künstlerischen Wettbewerb aus für die Ausstellungsreihe „Alumnis gestern – heute – morgen“ mit dem Angebot, in das historistische Konzept des Arkadenhofs Interventionen zu setzen. Das Projekt „Uni-Schwänze“ von Frank Gassner wurde zwar prämiert, aber nicht wie geplant umgesetzt: Anders als die meisten anderen Interventionen war sein Zugang nicht die Sichtbarmachung dessen, was gendermäßig fehlte, sondern dessen, was in diesem Sinne unausgesprochen überrepräsentiert war. Er plante durch Anbringung von Fotografien männlicher Geschlechtsteile bei den 153 Büsten von Männern deren Geschlechtlichkeit biologisch explizit sichtbar zu machen, überzubetonen und damit die implizite Gleichsetzung des Männlichen mit dem allgemein Menschlichen zu stören.

Eine weitere Intervention erfolgte im November 2005, als sich Arkadenhof und Aula gerade im Zustand der Gesamtrestaurierung befanden. Die Büste „anonymisierte Wissenschaftlerin“ von Elisabeth Penker wurde im Arkadenhof der Universität Wien enthüllt, eine legale temporäre Aufstellung. Sie griff damit die Formensprache der Denkmäler im Arkadenhof auf und gestaltete in diesem Stil eine Bronzestatuette mit den Gesichtszügen einer konkreten Wissenschaftlerin, der Romanistin Elise Richter (sie habilitierte sich 1907 als erste Frau in Österreich und wurde 1921 als erste Frau zur außerordentlichen Professorin an der Universität Wien ernannt, wurde im Nationalsozialismus als Jüdin verfolgt und kam 1942 im Lager Theresienstadt um). Büste samt Marmorsockel mit eingemeißelter Inschrift „Anonymisierte Wissenschaftlerinnen 1700–2005“ waren als eine Art Kollektivdenkmal speziell für diesen Ort konzipiert. Die temporäre Wiederaufstellung des Originals 2010 im Rahmen der Ausstellung im Institut für Kunstgeschichte, also in einem ganz modernen und anders konnotierten räumlichen Kontext, wurde leider aus Sicherheitsbedenken untersagt, das Projekt konnte aber anhand von Text-Bild-Tafeln vorgestellt werden. Penkers Büste thematisiert nicht nur die systematische Ausblendung von Wissenschaftlerinnen aus der Universitätsgeschichte, sondern hatte auch die Funktion einer Platzhalterin für zukünftige Büsten von Wissenschaftlerinnen. In Verbindung dazu wurde eine öffentliche Kommunikationsplattform (Penker et al. 2005) eingerichtet, die eine transdisziplinäre Schnittstelle zwischen öffentlichem Diskurs und Forschung bilden sollte. Allen BenutzerInnen dieser Internet-Plattform war es durch ein Wiki-System möglich, aktiv an der Umschreibung der Universitätsgeschichte teilzunehmen. Durch die Recherchen und Diskussionen auf dieser Plattform sollte sich ein vertieftes Interesse an bestimmten verstorbenen Wissenschaftlerinnen herausbilden, für die man die Aufstellung einer Büste erreichen konnte. Darüber hinaus bot das Konzept auch die Möglichkeit *Focus Groups* (Gruppendiskussionen) einzurichten und die Bedeutung von *race/class/gender* für eine akademische Karriere zu hinterfragen, um so institutionelle Ausschlusskriterien verständlich und sichtbar zu machen. Leider wurde dieses Angebot aber wenig aufgegriffen – die Website existiert zwar noch, der gewünschte partizipative Aspekt konnte aber nicht umgesetzt werden.

Es ging eben nicht darum, schnell eine Liste von Wissenschaftlerinnen zu erstellen, die der Würdigung wert empfunden werden, sondern darum, auf strukturelle Bedingungen hinzuweisen, mit der Büste als historistische und „männliche“ Form der Ehrung“ ein Symbol für den Ausschluss bestimmter Gruppen zu setzen, genau dort Platz zu nehmen und zu stören, im vollen Bewusstsein, dass eine Büste aus Bronze nicht reicht, sondern es noch viel und realen Platz braucht. Vereinbarungsgemäß wurde die Büste Ende Februar 2006

wieder abgebaut, im Arkadenhof erinnert noch die Bodenmarkierung mit der Internetadresse an das Projekt, leider steht an dieser zentralen Stelle heute nur noch ein Mistkübel.

2007 erfolgte mit der Wanderausstellung „Frauen Leben Wissenschaft. 110 Jahre Wissenschaftlerinnen an der Universität Wien“, die im Arkadenhof gezeigt wurde, für einige Monate eine weitere Intervention. Anhand konkreter historischer Informationen wie auch mit einzelnen aktuellen Biografien bzw. Porträts wurden die Wege thematisiert, die Wissenschaftlerinnen vom Studium bis zur Professur gehen, und wie es „oben dann schon ziemlich ausdünn“. Veranstaltet vom Referat Frauenforschung und Gleichstellung der Universität und dem dortigen Team unter Leitung von Sylwia Bukowska tourte die Ausstellung daraufhin durch fast alle Standorte der Universität Wien und bot damit an vielen Orten und Arbeitsplätzen das Thema zur Diskussion an. Gleichzeitig wurde in der begleitenden Broschüre auch der Wunsch geäußert bzw. die Forderung erhoben: „Längerfristig wird eine Installation im Arkadenhof angestrebt, die sichtbares Zeichen der Wertschätzung von Wissenschaftlerinnen an der Universität Wien sein soll“. (Bukowska 2007, 2)

Denkmal für die „Würdigung der Leistungen von Wissenschaftlerinnen der Universität Wien“

Das lange bekannte und mit all diesen offiziellen und inoffiziellen Interventionen auch immer wieder thematisierte Problem, dass die universitäre Ehrungs- und Erinnerungspolitik jahrzehntelang einen starken Genderbias hatte, führte dazu, dass die Universität Wien im



Abb. 2: Iris Andraschek, „Der Muse reicht's“, Gesamtansicht 2009, Foto: Hertha Hurnaus (links);

Abb. 3: Edith Saurer steht Modell für die Entwicklung des Schattens 2009, Foto: Iris Andraschek (rechts)

Dezember 2008 die Möglichkeit nutzte, gemeinsam mit der Bundesimmobiliengesellschaft, die alle Liegenschaften des Bundes und damit auch das Universitätsgebäude verwaltet, einen geladenen künstlerischen Wettbewerb „zur Erlangung von Entwürfen eines Denkmals für die bis dato nicht erfolgte Ehrung von Wissenschaftlerinnen im Arkadenhof der Universität Wien“ im Rahmen von „BIG Kunst & Bau“ auszuschreiben. Dazu wurden die Künstlerinnen Iris Andraschek, Ricarda Denzer, Ursula Hübner, Zilla Leutenegger, Bele Marx und Sofie Thorsen eingeladen. Die Jury wählte im April 2009 einstimmig Iris Andrascheks Projekt aus. Die Entscheidung wurde folgendermaßen begründet: „Das Projekt besticht durch seine formal sehr reduzierte Einfachheit in der Idee, eine Bodengestaltung in Form einer Schattenfigur zu installieren. Der Schatten steht als Synonym für die Wissenschaftlerinnen im Schatten ihrer Institutionen, die beschrifteten Sockel thematisieren diesen Status quo.“ (BIG 2009a) Der Entwurf wurde noch im selben Jahr im Arkadenhof des Universitätshauptgebäudes am Dr. Karl Lueger-Ring umgesetzt.

Iris Andraschek | Der Muse reicht's (2009)

„Mein Entwurf will die Nymphe (Muse), in Form des Kastaliabrunnens, die in der Mitte des Platzes steht und wohl all den Herren unter dem Dach des Arkadenhofs durch die letzten Jahrhunderte die Inspiration zu großen Taten (symbolisiert durch das Wasser des Brunnens) liefern sollte, böse und real machen. Die Muse wirft durch



Abb. 4: Iris Andraschek, „Der Muse reicht's“, Sockeltext 2009, Foto: Hertha Hurnaus

den Hof einen Schatten, der sie aus dem göttlichen, allegorischen Zustand in eine reale Figur verwandelt, in eine, die aktiv wird und sich wehrt.“ (Iris Andraschek in BIG 2009a)

Die etwa 28 x 9 Meter große Schattenintarsie aus anthrazitfarbigem Granit ist in den bestehenden Steinboden eingelegt. Der Umriss des Schattens wurde aus einer Fotoarbeit entwickelt, in der Mitarbeiterinnen und Studentinnen der Universität Wien auf einem Sockeldummy Haltung zu ihrer Nichtvertretung im Arkadenhof einnahmen und als lebende Denkmäler posierten. Zusätzlich bezogen sie in Interviews Stellung zu den Versäumnissen bei den Ehrungen von Frauen an der Universität. Anhand dieser Fotos und in Anlehnung an historische und zeitgenössische Darstellungen revolutionärer Frauenfiguren generierte die Künstlerin den Schattenriss. Ausgehend von der Basis des Kastaliabrunnens wurde diese Figur aus den vorhandenen hellen Kalksteinplatten des Bodens geschnitten und mit fugengenau zugeschnittenen dunklen Granitplatten als Intarsie verlegt. Breitbeinig in protestierender Haltung mit hochgestreckter geballter Faust behauptet sich der Schatten nun ungeachtet der Lichtverhältnisse Tag und Nacht, ein unübersehbares, zugleich ambivalentes Zeichen der Präsenz von Frauen in der Wissenschaft und ein Signal für die öffentliche Anerkennung, die keiner von ihnen an diesem Ort bisher zugestanden wurde. Andraschek nahm die „Muse“ Kastalia, die seit 1910 auf dem gleichnamigen Brunnen im Zentrum des Arkadenhofs steht, zum Ausgangs- und Angelpunkt ihrer Arbeit: die Statue der Quellnymphe Kastalia, die in der griechischen Mythologie die den Musen geheiligte Quelle im Apollotempel in Delphi hütete, deren Wasser zu Dichtung und Weisheit inspirierte. Die allegorische Hüterin einer als männlich verstandenen Wissenschaft mutiert bei Andraschek zur mehrdeutigen Figur. Die Widersprüchlichkeit der Schattenfigur symbolisiert auf provokante Art die An- und Abwesenheit der Frauen in diesem Kontext: Das flüchtige Gebilde des Schattens verfestigt sich in „ewig“ haltbarem Granit, das sprichwörtlich ephemere, vom Licht abhängige Schattenphänomen ist in Stein erstarrt. (Silvia Eiblmayr in BIG 2009, 18–21)

Ergänzt wird die Arbeit durch zwei mit Inschriften versehene Sockel: Die beiden Quader aus gleichfarbigem Granit befinden sich an der Freitreppe zum Arkadenhof. Der erste Sockel trägt neben Titel, Entstehungsjahr und Name der Künstlerin folgende Inschrift von Andraschek: „Erinnerung an die nicht stattgefundenen Ehrungen von Wissenschaftlerinnen und an das Versäumnis, deren Leistungen an der Universität Wien zu würdigen“. Die Inschrift des zweiten Sockels entstand aus einem Diskussionsprozess, in den Angehörige der Universität ebenso einbezogen wurden, wie schon bei der Generierung des Schattens. Die Abteilung Frauenförderung und Gleichstellung, das Rektorat und das Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien luden Interessierte über Internet und/oder die Beteiligung an einem Workshop mit der Künstlerin im Jänner 2010 ein, Textvorschläge für den Sockel einzubringen. Andraschek generierte aus den eingegangenen Vorschlägen und auf Basis der Diskussion im Frühjahr 2010 die zweite Inschrift: „Aus dem Schatten treten die, die keinen Namen haben“. (BIG 2009, BIG 2010, Universität Wien 2010). Ausgehend vom Kunstprojekt wurde im Juni 2010 die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Leistungen von Frauen an der Universität Wien im Rahmen der Tagung „Geschlecht und Wissenschaft: Politiken der Repräsentation und Partizipation“, veranstaltet vom Institut für Zeitgeschichte und der Abteilung Frauenförderung und Gleichstellung weiter vertieft und um eine Einbettung und Verknüpfung zentraler Diskursstränge von Gedächtnis- und Repräsentati-

onsforschung, Gender- & Wissenschaftsgeschichtsforschung sowie Frauenförderung und Gleichstellungspolitik an der Universität erweitert. Im Zuge der Tagung fand auch eine erste Intervention in Andrascheks Projekt statt: mit bunten Kreiden wurden zahlreiche Namen von WissenschaftlerInnen – wie auch solcher, die als Studentinnen 1938 von der Universität Wien vertrieben wurden und ihr Studium im Nationalsozialismus nicht dort fortsetzen durften – ausgewählt und in den Schatten eingeschrieben, um so konkret auf diese Frauen hinzuweisen, denen im Erinnern der Universität wenig Platz eingeräumt wurde. Es wurde dabei auch zwischen TagungsteilnehmerInnen, PassantInnen und Interessierten über die Biografien und Leistungen der Genannten diskutiert und informiert – mit sehr positiver Resonanz, sowohl seitens der Künstlerin als auch seitens des Publikums.

Jenseits des Siegerprojektes wurden im Rahmen der Ausstellung 2010 aber auch erstmals die anderen 2009 entwickelten Wettbewerbsbeiträge öffentlich präsentiert und zur Diskussion gestellt. So auch jener von Ricarda Denzer.

Auch sie nähert sich der Tatsache, dass es nur wenigen Frauen gelungen ist, in das „Herrenhaus“ der Wissenschaft aufgenommen zu werden, indem sie die Fragen nach dem Raum, seiner Wahrnehmung und seiner Nutzung ins Zentrum stellt. Gedächtnis hat mit Räumen zu tun, mit einer Lokalisierung von Erinnerung wie auch mit Zeiträumen: Wo wird erinnert? Wie lange wird erinnert? Denzer greift in ihrem Entwurf die Symmetrie des Arkadenganges auf und bildet in einer räumlichen Intervention aus Aluminium-Formrohren entlang der gesamten Länge der Arkaden ein zweites Raumgefüge.

„Ähnlich einer Linienzeichnung, schreibt sich der „Erinnerungsraum“ als Teil der Universität mit ein. Die „Raumzeichnung“ verkettet und vernetzt sich, gibt und nimmt Raum und kann von keinem Punkt aus übersehen werden und dadurch auch nicht in einer „Nische“ landen, in der man sich der Verantwortung über das Wissen des Ausschlusses von Frauen, entledigen kann. Es ist ein Statement.“ (Ricarda Denzer in BIG 2009a)

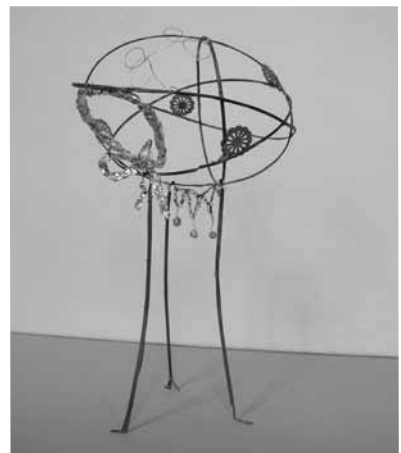


Abb. 5: Ricarda Denzer „ohne Titel“. Wettbewerbsbeitrag 2009, Foto: Ricarda Denzer (links)

Abb. 6: Ursula Hübner, „Späte Zukunft“. Wettbewerbsbeitrag 2009, Foto: Ursula Hübner (rechts)

Mit dieser künstlerischen Intervention unterbricht sie die standardisierte Erinnerung im Arkadenhof und irritiert, thematisiert und kontextualisiert sozial verräumlichte Beziehungsgefüge. Sie verdeutlicht, dass das Benennen von Leerstellen Teil eines Prozesses ist, der sich durch Beteiligung verändert.

Ein weiterer ausgestellter Beitrag war Ursula Hübners „Späte Zukunft“. Sie entwirft als künstlerische Antwort auf die Fragestellungen des Wettbewerbs, wie u.a. die Leistungen der Wissenschaftlerinnen der Universität Wien gewürdigt werden könnten, ein assoziatives sechs Meter hohes Objekt auf rostfarbenen Eisenstehern mit ebensolcher Kette, grüspanverfärbten Kupferornamenten, vergoldetem Draht und blattvergoldeten Kugeln sowie einer Masche aus Aluminiumblech, wobei die Farben des Objektes mit den Farben der Arkadengänge korrespondieren sollten. „Als Hybrid – changierend zwischen Orden und Raumschiff, Schmuckstück und wissenschaftlichem Modell, soll es auf der Rasenfläche des Innenhofes der Universität Wien platziert sein.“ (Ursula Hübner in BIG 2009a)

Zilla Leutenegger nähert sich der Fragestellung in ihrem Konzept „Kristall des Wissens“ auch skulptural, wobei sie die Form eines Kristallmodells aufgreift: „Ich nenne ihn *den Kristall des Wissens*. Der Kristall symbolisiert das Wissen, welches durch die Leistungen der Wissenschaftlerinnen über eine lange, lange Zeit hinweg stetig angewachsen ist (und weiter wächst).“ Aus der zentralen Blickachse im linken hinteren Bereich des Arkadenhofs frei in der Rasenfläche auf einem Steinsockel stehend sollte ein aus teilweise verspiegeltem Glas konstruierter Kristall von circa 70 Zentimetern Höhe errichtet werden – keine Megaskulptur, kein Gigantismus, er sollte nicht in Konkurrenz zum Arkadenhof treten, „sondern sich in seiner Eleganz einfügen.“ (Zilla Leutenegger in BIG 2009a)

Bele Marx, deren Mann Gilles Mussard bei diesem Projekt die Rolle der Muse übernahm, greift in ihrem Konzept „Audiphonium“ das Thema weniger skulptural, sondern mehr

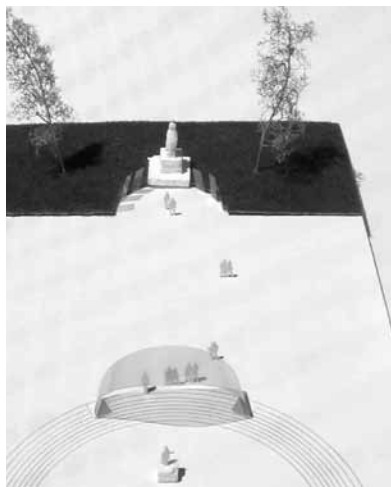


Abb. 7: Zilla Leutenegger, „Kristall des Wissens“. Wettbewerbsbeitrag 2009, Foto: Zilla Leutenegger (links)
Abb. 8: Bele Marx, „Audiphonium“. Wettbewerbsbeitrag 2009, Foto: Bele Marx (rechts)

konzeptiv auf und fokussiert auf den Raum des Sprechens, Hörens und Gehört-Werdens. Ausgehend vom Bild eines Hörgeräts, das im Alltag hilft, Schwerhörigkeiten zu kompensieren – hier die spezifische Taubheit des männlichen Wissenschaftsbetriebs gegenüber Forscherinnen und Professorinnen –, konzipiert sie ein zweiteiliges Kunstwerk in der Hauptachse des Arkadenhofs. Zwischen den Sockeln und über die vorhandene amphitheaterartig ansteigende Stufensituation des Haupteingangs in den Arkadenhof sollte ein Glasbogen gespannt werden „der sich – einem Triumphbogen gleich – über das Auditorium wölbt und sowohl die Akustik verstärkt, als auch dem Raum einen weihevollen Rahmen verleiht“. Ein dort errichtetes Podium soll selbst leise gesprochene Worte verstärken, die im Getöse des männlichen Wissenschaftsbetriebs leicht untergehen. Rund um die vorhandene Kastaliafigur sollen dann im zweiten Teil sechs gerundeten Glasstelen als Verlängerung des „Audiophoniums“ dienen, den Schall auffangen und das von Frauen gesprochene Wort zu Gehör bringen. „Die Stelen symbolisieren gleichzeitig eine Gruppe von ZuhörerInnen. Sie tragen Zitate von Wissenschaftlerinnen, die alle übergangenen und vergessenen Leistungen würdigen, die Frauen in der Vergangenheit an der Universität erbrachten.“ (Marx 2009). Die besondere Akustik und Verstärkung würde das „Audiophonium“ zum idealen Raum machen, gemeinsam Forderungen zu stellen, Ideen auszutauschen, Verbindungen zu anderen ForscherInnen zu knüpfen.

Sofie Thorsen distanziert sich in ihrem Projekt „Dokumente“ von dem Wunsch, „ein“ stellvertretendes Denkmal für die wissenschaftlichen Leistungen aller Frauen zu entwickeln und lehnt sich am engsten an die gegebene räumliche und gestalterische Situation an. Sie entwickelt als bildpolitische Antwort auf die Raumsituation eine Serie von etwa 15–25 keramischen Text- und Bildtafeln zur individuellen Ehrung bedeutender Wissenschaftlerinnen der Universität Wien, mit Gesicht und Geschichte. Im Vorfeld soll die Universität als Forschungsinstitution eingebunden werden und diese Forschungen, gemeinsam mit Studierenden und Lehrenden in Lehrveranstaltungen und Forschungspraktika erarbeitet, Teil des Denkmals sein: Wissensproduktion als immaterielle Ehrung der bisher nicht gewürdigten Wissenschaftlerinnen.



Abb. 9: Sofie Thorsen, „Dokumente“. Wettbewerbsbeitrag 2009, Foto: Sofie Thorsen

Thorsen entscheidet sich,

„jede einzelne Wissenschaftlerin in einer Form, die weitgehend von der bestehenden Ehrungstradition abgeleitet ist, möglichst einfach und direkt zu ehren. Die heutigen Benützerinnen des Arkadenhofs sollen den Gesichtern und Biographien wichtiger Wissenschaftlerinnen genauso begegnen können wie jenen der Wissenschaftler: als Personen der Universitätsgeschichte, aber auch als Rollenmodelle für angehende Forscher und Forscherinnen.“ (Sofie Thorsen in BIG 2009a).

Die keramischen Foto-Text-Tafeln sollen in Format und Farbe an ein Dokument, ein Blatt Papier oder eine Buchseite erinnern und würden in räumlicher Beziehungen zueinander und zu den bestehenden Büsten in den Gängen an den Säulen und in den Säulenzwischenräumen des Arkadenhofes verteilt und damit Teil der gesamten Raumsituation.

Universität und Nationalsozialismus Gedenken und Erinnerung

Im zweiten Schwerpunkt der künstlerischen Auseinandersetzungen mit Aspekten der Universität stand die Zeit des Nationalsozialismus, die Ereignisse an der Universität und ihre Involvierungen in den Nationalsozialismus sowie den Umgang damit nach 1945.

Einige wesentliche wissenschaftliche und erinnerungspolitische Auseinandersetzungen der Universität Wien mit ihrer Vergangenheit im Nationalsozialismus in den letzten 15 Jahren seien im Folgenden nur kurz angerissen, um die dichter werdende aktive Auseinandersetzung aufzuzeigen. Waren wichtige frühere Initiativen, wie z.B. die Denkmalsetzung für den im Austrofaschismus in der Universität ermordeten Philosophen Moritz Schlick (1993) oder die Ringvorlesung „Die Universität Wien 1938–1945“ (1988, vgl. Heiß et al. 1989) noch dem Engagement einzelner HistorikerInnen zu verdanken, kam es in den letzten eineinhalb Jahrzehnten zunehmend zur aktiven Auseinandersetzung und Unterstützung der Universität, wie etwa beim Senatsprojekt „Untersuchungen zur anatomischen Wissenschaft in Wien 1938–1945“ (1997/98, vgl. Spann 1998) und die ebenfalls 1998 im Arkadenhof enthüllte Gedenktafel der Medizinischen Fakultät, die in der Inschrift erstmals neben den Lehrenden auch der Studierenden gedachte, die in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft aus „rassischen“ oder politischen Gründen verfolgt, vertrieben, ermordet wurden. Diese Tafel benennt auch erstmals explizit die Mitverantwortung der Universität. Zu den Aktivitäten zählen auch das Symposium „Hochschulen und Wissenschaften im Nationalsozialismus und danach – ‚Konstruierte Kontinuitäten?‘“ (2001, vgl. Ash 2003) und das Internationale Symposium „Österreich und der Nationalsozialismus: Die Folgen für die wissenschaftliche und humanistische Bildung“ (2003, Stadler et al. 2004), die Aufarbeitung und Nichtigerklärung der über 200 Doktorsaberkennungen im Nationalsozialismus (2004, vgl. Posch/Stadler 2005, Posch 2009), die Aufarbeitung der Vertreibung von rund 2.500 Studierenden im Nationalsozialismus (2000–2007, vgl. Posch/Ingrisch/Dressel 2008), die Einrichtung des Gedenkbuchs für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien, Ringvorlesungen wie „Universität Wien 1945–1955“ (2005 und 2009, vgl. Grandner/Heiß/

Rathkolb 2005) oder „Vertriebenes Recht – Vertreibendes Recht. Die Wiener Rechtswissenschaftlichen Fakultät zw. 1938–1945“ (2008, vgl. Meissel/Olechowski/Reiter-Zatloukal 2011), oder die Provenienzforschung der Universitätsbibliothek (2004–2008, vgl. Malina 2006) wie auch der einzelnen Institutsbibliotheken (2006–2010, vgl. Alker/Köstner/Stumpf 2008) und nicht zuletzt 2006 die Etablierung des Forums „Zeitgeschichte der Universität Wien“ als Koordinationsstelle von Aktivitäten zur Aufarbeitung der Geschichte der Universität Wien im 20. und 21. Jahrhundert als Ansprechpartner, Clearing- und Servicestelle nach innen und außen. Das Forum will bisherige Aktivitäten der Universität Wien sichtbar machen, einen Forschungslückenkatalog erarbeiten und versucht, einschlägige Forschung und Lehre zu vernetzen, Forschungs- und Aufarbeitungsperspektiven zu eröffnen, sowie wissenschaftliche Begleitung und Vorbereitung von Gedenkformen, -veranstaltungen und -publikationen anzubieten. (Stadler/Posch 2008)

In dieser unvollständigen Aufzählung fehlen vor allem einige wichtige künstlerische Auseinandersetzungen mit dieser Thematik, die im letzten Jahrzehnt an der Universität realisiert und die in der Ausstellung einzeln ausführlicher vorgestellt wurden. Die Umgestaltung des ehemaligen jüdischen Bethauses des alten Allgemeinen Krankenhauses zum DENK-MAL Marpe Lanefesch am Campus der Universität Wien von Minna Antova, eröffnet 2005, die Versetzung und Neukontextualisierung des ehemaligen Kriegerdenkmals „Siegfriedskopf“ durch Atelier Photoglas, Bele Marx & Gilles Mussard, eröffnet 2006 im Arkadenhof des Hauptgebäudes und das Denkmal für Ausgegrenzte, Emigrierte und Ermordete des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien 1933/34 | 1938 | 1945, gestaltet von Hans Buchwald und eröffnet 2008. Ergänzend soll aber auch noch auf ein 2005 nicht realisiertes Projekt von Itai Margula verwiesen werden.

Minna Antova | DENK-MAL Marpe Lanefesch (2005)

1988 schenkte die Stadt Wien das alte Allgemeine Krankenhaus (AKH) der Universität Wien, um auf dem Areal einen Campus zu errichten. Dabei wurde auch ein Gebäude der Universität übertragen, das vielfache Umnutzungen erfahren hatte: 1903 errichtet von Max Fleischer (1841–1905) als Betpavillion für PatientInnen jüdischen Glaubens des AKH, im Nationalsozialismus 1938 geschändet, aber nicht zerstört, Nutzung als Transformatorstation in den 1950er Jahren unter Zerstörung der Innenausstattung und nach baulicher Modernisierung des Trafos in den 1970er Jahren auch grundlegende Änderung der äußeren Form des ehemaligen Bethauses. (vgl. Müller 2004)

1998 erarbeitete Antova, vorerst in Selbstbeauftragung, dafür das Konzept DENK-MAL Marpe Lanefesch (Hebräisch: „Heilung für die Seele“), um das Gebäude als Stätte des Gedenkens und Bedenkens der Universität Wien umzugestalten. Ein Konzept der Campus-Architekten sah zuvor eine Nutzung als „Monotheistenplatz“ vor – die bauliche und funktionale Rekonstruktion des jüdischen Bethauses, ergänzt um Neuerrichtung einer Moschee und Reaktivierung der katholischen „Garnisonskapelle“. (vgl. Ebenbauer/Greisenegger/Mühlberger 1998, 60–61). Doch der Campus sollte konfessionsfrei bleiben und auch die Israelitische Kultusgemeinde in Wien hatte keinen Bedarf für die Nutzung als kultischen Raum.

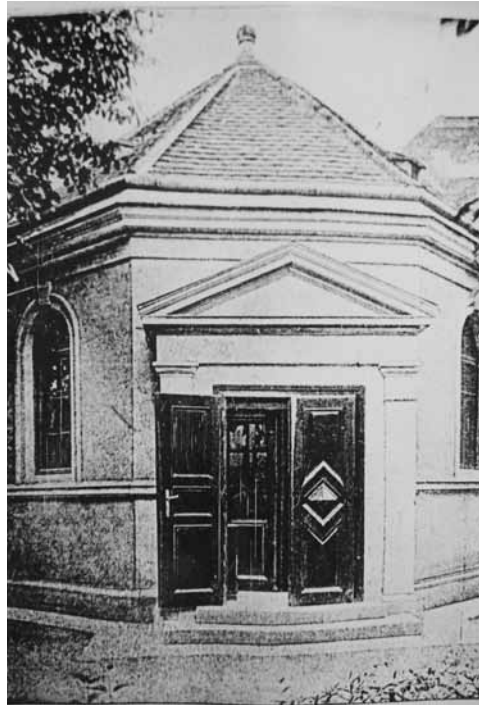


Abb. 10: Minna Antova, „DENK-MAL Marpe Lanefesch“. 2009, Foto: Minna Antova (links)

Abb. 11: Synagoge von Max Fleischer, Außenansicht, 1903, Quelle: „Der Bautechniker“, 1903 (rechts)



Abb. 12: Zustand 2003, Foto: Herbert Posch (links)

Abb. 13: Minna Antova, „DENK-MAL Marpe Lanefesch“. 2009, Foto: Minna Antova (rechts)

Ende 1999 fand ein öffentliches Hearing mit internationaler wissenschaftlicher Beteiligung statt, aber auch Studierenden und der Universitätsleitung, in dem das Projekt von Antova befürwortet wurde (Posch 2000). 2002–2003 erfolgte die Detailplanung im Auftrag der Universität, in Zuge derer noch einige Gestaltungselemente geändert wurden. Ende 2005 wurde das DENK-MAL Marpe Lanefesch eröffnet.

Antovas Konzept sah vor, das Gebäude nicht instandzurenovieren, sondern die Konstruktion des ersten Architekten Max Fleischer zu erhalten und gleichzeitig die Zerstörung in der Nazi- und Nachkriegszeit als historische Nutzungsspuren sichtbar und lesbar zu machen.

In den Belag des Weges, der zum Betpavillon führt, wurde ein dreisprachiger Text (hebräisch, deutsch, englisch) eingelassen. Er informiert über die Geschichte des Gebäudes. Beim Betreten des Pavillons selbst müssen die BesucherInnen gleichsam über den Maßstab des Architekten Max Fleischer schreiten, der ebenfalls am Boden aufgemalt ist.

Die zerstörten Bauelemente des Bethauses (Dach, Vorbau, Thora-Nische) wurden nach dem Originalentwurf Max Fleischers durch Glaselemente ersetzt. Diese Transparenz der Glaswände sensibilisiert die BesucherInnen zusätzlich für die Thematik: Der Innenraum symbolisiert Schutzlosigkeit und erzeugt dadurch eine besondere Körperwahrnehmung.

Die Wand ist mit Freskomalereien in Form von „zerrissenen“ Stücken von Thora-Rollen gestaltet, interpretiert die Marginalisierung der Geschichte des Baues als jüdisches Bethaus und nimmt Bezug auf das Alte Testament. Assoziativ soll an das „farbige“, reichhaltige religiöse Leben im Betpavillon erinnert werden. Die Technik des al fresco – mit Farbpigmenten im frischen Kalkverputz gemalt, die haltbarste und langlebigste Malweise – spielt auch mit der Metaphorik der zwar materiell zerstörten, aber letztlich nicht auszulöschenden Glaubensinhalte. Wie durch ein Vergrößerungsglas gesehene zerrissene, farbige Thora-Rollen-Segmente „fliegen“ in Richtung Erde und Himmel. Auf Wandlänge vergrößert, im Kalk eingritz, sind die ersten Worte des Dekalogs – in Anlehnung an die Gesetzestafeln über dem Thoraschrein in Synagogen.

Der transparente Boden zeigt in Zeit-Schichten die Konstruktion und Destruktion des Gebäudes im 20. Jahrhundert: Die erste Schicht ist der stark vergrößerte ursprüngliche Grundrissplan, darüber ein Schreiben der Gestapo zur Zerstörung der Wiener Synagogen im Novemberpogrom 1938 (die Inneneinrichtung dieser Synagoge wurde ebenfalls zerstört), zu oberst der Umbauplan zu einem Transformatorraum aus den 1970er Jahren.

Die begehbare Fläche um den Bau ist ebenso in den auf Realmaß vergrößerten Original-Grundrissplan von Max Fleischer miteinbezogen. Auf dem vorbeiführenden Weg ist ein Text mit den kulturhistorischen Fakten zur Geschichte des Bethauses und dessen Architekten in Deutsch, Hebräisch und Englisch angebracht. Um den Text lesen zu können, müssen sich die PassantInnen dem Bau zuwenden. Auch ein Blindenschriftblock ist integriert. Die von der Künstlerin vorgesehene Begrünung des umgebenden Hofes ist noch ausständig.

Durch die Verschiebungen von Wahrnehmungs-Größen und den verfremdenden Einsatz von Materialien soll Wahrnehmung sensibilisiert, Bewegung im buchstäblichen wie im metaphorischen Sinne erzeugt, die Historie durch die Semiotik der Leere thematisiert werden. Und so wie die Außenbeschriftung mittels Straßenmarkierung immer wieder erneuert werden muss, so muss auch Erinnerung immer wieder neu gelebt werden.

Seit 2009 wird im Denkmal das „Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938“ aufbewahrt.

Der „Siegfriedskopf“, ursprünglich 1923 zur Ehrung der Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Aula der Universität Wien aufgestellt, wurde bald zur Ikone der deutsch-nationalen Studentenverbindungen und zum Symbol für politischen Extremismus, Faschismus und Antisemitismus. Er war kein Symbol für eine freie, offene und moderne Universität. Die sich über mehrere Dekaden hinziehende Kontroverse um das Gefallenendenkmal führten im Juni 1990 zum Beschluss des Akademischen Senats, den „Siegfriedskopf“ von seinem ursprünglichen Standort in der Hauptachse der Aula des Hauptgebäudes der Universität zu entfernen. (vgl. Davy/Vašek 1991) Vollzogen wurde dieser Beschluss aber erst nach einer Reihe weiterer „Interventionen“/Beschädigungen und Renovierungen im Zuge des Umbaus und der Sanierung von Aula und Arkadenhof der Universität 2005/06. Mit der künstlerischen Konzeption und technischen Ausführung wurden Bele Marx & Gilles Mussard (Atelier Photoglas) beauftragt, die historischen Kontexte wurden gemeinsam mit Mario Wimmer, Friedrich Stadler und dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien erarbeitet. So wird der neu kontextualisierte „Siegfriedskopf“ von einer Medien- und Informationsstation ergänzt, die am Beispiel von vier Zeitschichten – 1914–1923, 1938–1945, 1965–1968, 1990–2005 – historische Hintergründe und Auseinandersetzungen rund um das Denkmal sichtbar macht und vertieft.

Marx & Mussard (Atelier Photoglas) haben den „Siegfriedskopf“ von seinem Sockel „gestürzt“ und ihn mit einem Glaskubus und mit Schrift ummantelt. Diese Schrift überlagert die Skulptur und schildert antisemitische Übergriffe an der Universität Wien in den 1920er Jahren, die Ausdruck und Folge der Geisteshaltung jener waren, die den „Siegfriedskopf“ errichtet hatten. Das Kunstwerk ist als Metapher dafür zu verstehen, dass Extreme – gleich welcher politischen Richtung – als erstes die Schrift und das freie Wort zu unterbinden suchen (Autodafé). In subtiler Weise „antwortet“ und „verteidigt sich“ die Schrift-Skulptur heute, wenn notwendig, auf mögliche Eingriffe und lässt die Erzählung akkurat und von Mal zu Mal stärker hervortreten, den Blick auf das darunterliegende Denkmal schwächer werden. (Marx/Mussard 2005)

Die künstlerische Neukonzeption von Marx & Mussard erfüllte die Forderung des Bundesdenkmalamtes nach einer Witterungshülle aus Glas und transformierte die „Schutzhülle“ gleichzeitig zum Träger von Texten und Bildern zu Geschichte und Auseinandersetzungen um das Denkmal von der Errichtung bis zur Gegenwart und damit auch zur „Blickschränke“. Der so „historisch-künstlerisch verstellte“ Blick auf das Denkmal und seine deutschnationalen Wurzeln und Nutzungen ist nur noch möglich durch den „Filter“ der historischen Texte und Kontexte. Das Denkmal wurde in den Hof versetzt und in seine drei Einzelteile zerlegt (Plinthe, Sockel, Skulptur), die nunmehr neben- und nicht mehr übereinander angeordnet dem Denkmal etwas von seiner Monumentalität nehmen. Die Fragmentierung des Objekts kommt auf metaphorischer Ebene einer Archäologisierung des Denkmals gleich. Neben der räumlichen Entrückung wird gleichsam die zeitliche Distanznahme angesprochen, die mit der künstlerischen Auseinandersetzung einen neuen Zugang in der Gegenwart schafft. Jeder der drei Einzelteile ist von einer Glasebene umgeben mit transparenten Texten und Fotografien und alle zusammen nochmals von einem äußeren gläsernen Kubus, der selbst wieder Träger eines autobiografischen Textes der Zeitzeugin Minna Lachs ist, worin sie exemplarisch eine Situation antisemitischer Übergriffe in den 1920er Jahren anschaulich beschreibt.

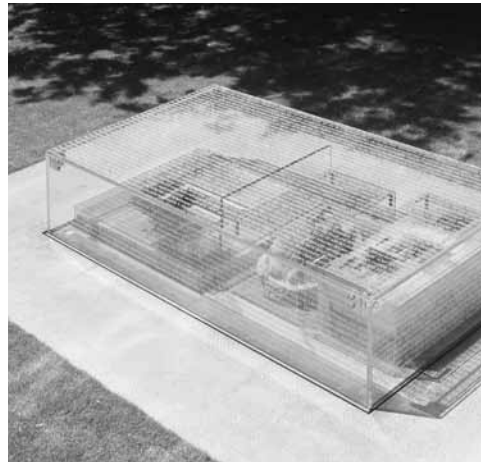
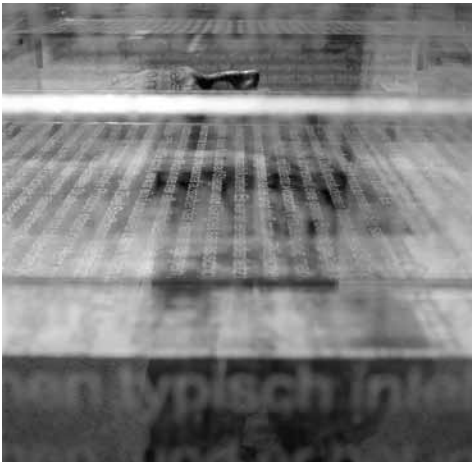


Abb. 14 und 15: Bele Marx und Gilles Mussard/Atelier Photoglas, „Kontroverse Siegfriedskopf“. 2006, Foto: Universität Wien



Abb. 16: Alter Standort des „Siegfriedkopfs“ in der Aula zur Zeit der Nichtraucherkampagne „draußen ja, drinnen nein.“ 2006, Foto: Herbert Posch (links)

Abb. 17: Bele Marx und Gilles Mussard/Atelier Photoglas, „Kontroverse Siegfriedskopf“, 2006, Foto: Atelier Photoglas (rechts)

Der Text läuft Zeile für Zeile wie eine Zickurat um den Glaskörper, den man mehrfach umrunden muss, um den Text vollständig lesen zu können. Im künstlerischen Zentrum dieser Arbeit steht für Marx & Mussard die Schrift. „Sie ist Zeugnis historischer sowie kultureller Vergangenheit und Gegenwart. Es ist die Schrift, mit der Geschichte geschrieben und Geschichte dokumentiert wird. Und es sind wiederum Schriften, die in diktatorisch geführten Regimes der Zensur, der Verbrennung und Vernichtung anheim fallen.“ Um die Schrift als aktives Element einbeziehen zu können, wurde der Text im Photoglas-Verfahren

in den äußeren Glaskubus eingebracht, das es ermöglicht, großformatige Diapositive in Glasschichten dauerhaft einzuarbeiten.

Von Marx & Mussard (Atelier Photoglas) stammt auch das Denkmal „Nobelpreis und Universität – Gruppenbild mit Fragezeichen“, das mit der Renovierung der Aula dort 2006 errichtet wurde, auf das aber an diese Stelle nicht näher eingegangen werden kann. (Marx/Mussard 2005a)

Hans Buchwald | Denkmal für Ausgegrenzte, Emigrierte und Ermordete des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien 1933/34 | 1938 | 1945 (2008)

Im Oktober 2008 wurde das Denkmal vor dem Kunsthistorischen Institut im Hof 9 des Campus der Universität Wien enthüllt, errichtet vom Verein „Initiative Kunstgeschichte“ für alle Lehrenden und AbsolventInnen des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien, die aus ethnischen, religiösen und politischen Gründen in der Zeit zwischen 1933/1934 und 1945 ausgegrenzt, vertrieben und ermordet worden waren. Mit der Enthüllung wurde das Denkmal in die Obhut der Universität übergeben. Am traditionsreichen Institut (gegründet 1852) lehrten namhafte Vertreter und Vertreterinnen des Faches oder wurden hier ausgebildet. Durch die beginnende Ausgrenzung aus „rassischen“ und politischen Gründen seit 1933/34 wurde eine große Anzahl von Institutsmitgliedern wie auch Studierenden 1938 vertrieben. Nach 1945 konnte und wollte nur ein kleiner Teil nach Wien zurückkehren. (vgl. Below 2011)

Bereits 1999 schlug der Kunsthistoriker und ehemalige Präsident des PEN-Clubs, Wolfgang Fischer, vor, den ausgegrenzten, vertriebenen und ermordeten Mitgliedern des Institutes für Kunstgeschichte ein Denkmal zu widmen. Sein Freund und Studienkollege, der Architekt Hans Buchwald, schuf dazu den Entwurf. Er war als Kind jüdischer Eltern selbst von der erzwungenen Emigration in die USA betroffen. Mangels finanzieller Ressourcen für einen künstlerischen Wettbewerb wie auch für die Umsetzung des Entwurfs von Buchwald wurden einige Jahre lang Spenden für die Errichtung gesammelt.



Abb. 18: Hans Buchwald, Denkmal für Ausgegrenzte, Emigrierte und Ermordete des Kunsthistorischen Instituts der Universität Wien 1933/34 | 1938 | 1945, 2009, Foto: Herbert Posch

Das unpräntiöse und begehbare Denkmal hat die Form eines ringförmigen Tisches, der gewaltsam in zwei Teile gerissen wurde. Stühle sind so locker oder eng rund um diesen Tisch einzementiert, dass einige Plätze besetzt werden können, andere aber immer unbesetzt bleiben werden. Eine Glasplatte zwischen den zwei Hälften des Tisches trägt die Namen der bis zum Zeitpunkt der Errichtung ermittelten Betroffenen, die ausgegrenzt, vertrieben, ermordet wurden. Den Mittelpunkt des ohne sichtbaren Sockel scheinbar locker in der Wiese stehenden Denkmals bildet ein neu gepflanzter Blauglockenbaum. Eine inhaltliche Diskussion über die Ästhetik und Form, über künstlerische oder gedenkpolitische Aussage hat nie stattgefunden. Einerseits ist dies wohl dem Entstehungskontext geschuldet, in dem Denkmalinitiative und Entwurf untrennbar gekoppelt waren, andererseits gab es wohl auch die nicht unbegründete Befürchtung, dass eine Öffnung der Diskussion über die Form auch die Gefahr einer Verhinderung einer konkreten und absehbaren Umsetzung bedeutet hätte.

Der Wunsch, nicht in allgemeinen Formeln zu gedenken, sondern konkret die Namen der Vertriebenen und Ermordeten zu benennen, führte dazu, dass einerseits die ursprünglich ebenfalls mit dem Denkmal verbundenen „Gefallenen“ aus dem Titel und Kreis erinnerten Personen herausfielen, andererseits der Zeitraum der Vertreibung konkret zu benennen war und auch die Jahre des Austrofaschismus mit einbezogen wurden, der in der österreichischen Gedenkkultur üblicherweise als zu kontrovers ausgeblendet wird und auch in der Geschichte der Universitäten erst unzureichend erforscht ist. Dies führte auch innerhalb der Vorbereitungsgruppe zu heftigen Kontroversen:

„Dagegen gab es sehr viel Widerstand. Für mich war dieses Datum aber eine *conditio sine qua non*, und zwar deswegen, weil die Österreicher immer noch die Tendenz haben, den Austrofaschismus einfach zu verleugnen, und die ganze Katastrophe auf 1938, auf die Nazis, aber auch auf die Deutschen zu verschieben und damit ihre eigene Mitschuld zu verdrängen. [...] Unter der Jahreszahl 1933/34 steht ‚ausgegrenzt‘, und nicht ‚ermordet‘. Ausgegrenzt wurden sie allemal. Was mir wichtig ist, und das hat für mich eine aktuelle Dimension. Ausgrenzung führt sehr oft zu Vertreibung und diese wiederum oft zu Ermordung.“ (Daniela Hammer Tugendhat in Kahane/Schedlmayer 2008).

Eine andere bedauerliche Konsequenz der namentlichen Benennung war aber auch, dass mangels vorhandener Aufarbeitung die vertriebenen Kunstgeschichtestudierenden aus dem Gedenkprojekt vorerst ausgeschlossen und ihre Namen nicht am Denkmal vermerkt wurden. Mit der Enthüllung des Denkmals wurde 2008 begleitend in der Aula des Institutes für Kunstgeschichte auch eine Ausstellung „Wiener Kunstgeschichte gesichtet“ eröffnet, erarbeitet von einer Gruppe Studierender im Rahmen einer intensiven Arbeitsgemeinschaft im Sommersemester 2008. Auf der Grundlage der damaligen Namensliste Betroffener recherchierten und thematisierten sie unter der Leitung von Lioba Theis deren weitere Lebenswege, ihre Gesichter und Geschichten.

2010 folgte eine weitere Ausstellung, wiederum von Studierenden unter der Leitung von Lioba Theis erarbeitet, die nun auf die bislang nicht berücksichtigten vertriebenen Studierenden der Kunstgeschichte fokussierte: „Ausgegrenzt, Vertrieben, Ermordet“. Leider wurden ihre Namen aber bislang nicht am Denkmal vermerkt. Das Denkmal wie auch die beiden Ausstellungen signalisieren, dass hier ein *work in progress* stattfindet, dessen Verän-

derungen in einer ständigen Online-Präsentation der Ergebnisse ablesbar sind. (Kunstgeschichte 2008). Lioba Theis dazu: „Mit der Enthüllung des Denkmals sollen die Diskussionen – auch die um seine Form – ja nicht enden: Wichtig ist, dass das Denkmal nicht das Ende, sondern den Anfang einer Auseinandersetzung mit dem Thema markiert.“ (Kahane/Schedlmayer 2008)

Itai Margula (2005)

Abschließend wurde auch noch eine geplante Schriftinstallation von Itai Margula präsentiert, in der er die Aberkennungen akademischer Grade in der NS-Zeit künstlerisch aufgreift, die aber aus denkmalpflegerischen Bedenken 2005 dann doch nicht wie geplant auf der Freitreppe der Universität zur Ringstraße hin realisiert werden konnte. Sie wäre ein gelungenes Beispiel gewesen, wie wissenschaftlich-historische Aufarbeitung und künstlerische Intervention ineinandergreifen und sich gegenseitig verstärken könnten.

In der NS-Zeit wurden an der Universität Wien 234 Doktorgrade aus „rassischen“ oder politischen Gründen aberkannt, was lange Zeit nicht im historischen Bewusstsein der Universität präsent war. Im April 2003 beschloss der Senat der Universität Wien „generell sämtliche Aberkennungen von akademischen Graden durch die Universität Wien aus politischen Gründen zur Zeit des Nationalsozialismus für nichtig zu erklären.“ (Posch/Stadler 2005, 9) Im Rahmen einer Gedenkveranstaltung im März 2004 wurden dementsprechend 31 weitere NS-Aberkennungen für nichtig erklärt (u.a. von Stefan Zweig).

Eine zentrale Bedeutung bei der Promotion, also in der Zeremonie der Doktorgradverleihung, wie auch bei der Aberkennung und allfälligen Wiederverleihung spielt der unbestimmte Begriff der „Würde“. 1939 regelte das Gesetz über die Führung der akademischen Grade (RGBL. I S. 985 vom 7. Juni 1939, § 4): „Der von einer deutschen Hochschule verliehene akademische Grad kann wieder entzogen werden, [...] wenn sich der Inhaber durch sein späteres Verhalten der Führung eines akademischen Grades unwürdig erwiesen hat.“ Und Jüdinnen und Juden, denen die Flucht und Emigration ins Ausland gelungen war, galten in der NS-Zeit als der deutschen Staatszugehörigkeit und damit auch eines akademischen Grades einer deutschen Universität „unwürdig“. (Posch 2009)



Abb. 19: Itai Margula, *Stufen der Anerkennung*, ein Installationsvorschlag 2005, Foto: Itai Margula

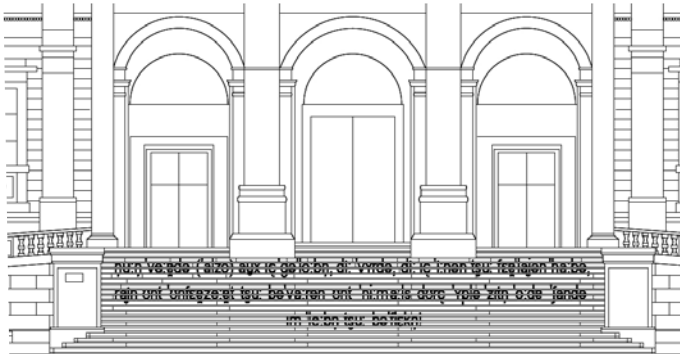


Abb. 20: Itai Margula, *Stufen der Anerkennung, ein Installationsvorschlag 2005*, Grafik: Itai Margula

Margula plante, den Text der Promotionsformel in Lautschrift über alle Stufen der Freitreppe der Universität an der Ringstraße anzubringen. Der Installationstext nimmt einerseits Bezug auf das damals wie heute in der Promotionsformel enthaltene Gelöbnis und andererseits auf den darin angesprochenen Begriff der Würde („... geloben, die Würde rein und unversehrt zu bewahren und niemals durch üble Sitten oder Schande im Leben zu beflecken“). In der Schriftinstallation und ihrer Platzierung erfährt das bisher einseitige Promotionsgelöbnis eine Gegenseitigkeit. Das „Ich“ im Gelöbnisteil des Installationstextes kann sich bei Margula sowohl auf den/die PromotorIn, als auch auf das Gebäude der Universität, aber auch auf die Institution „Universität Wien“ beziehen. Mit der Lautschrift verweist Margula auf den aktiven und gegenwärtigen Wert der Aussage. So visuell ausformuliert bekommt der Text einen aktiven Charakter, deutet auf eine aktive Aussprache und wird damit zur Aussage. Mit ihrer nicht eindeutigen und nicht einfachen Lesbarkeit stellt die Installation gleichzeitig ein Rätsel in den Raum. Sie soll bei PassantInnen Neugierde wecken und eine Gedankenarbeit auslösen. Die individuelle geistige Auseinandersetzung mit der Installation macht sie erst zu dem, was sie bewirken kann.

Zur Ausstellung

„Kunst & Zeitgeschichte | Erinnerung – Gedenken – Universität“

Ausstellungsdauer: 27. Mai bis 27. Juni 2010

Ausstellungsort: Institut für Kunstgeschichte, Campus der Universität Wien, Hof 9

Beteiligte KünstlerInnen:

Iris Andraschek, lebt und arbeitet in Wien | www.dermusereichts.at

Minna Antova, lebt und arbeitet in Wien und Baden bei Wien | www.minnaantova.com

Hans Buchwald, lebt und arbeitet in Wien und Stuttgart | www.univie.ac.at/geschichte/gesichtet

Ricarda Denzer, lebt und arbeitet in Wien | www.ricardadenzer.net

Ursula Hübner, lebt und arbeitet in Wien und Linz | www.ursulahuebner.com

Zilla Leutenegger, lebt und arbeitet in Zürich | www.zilla.ch

Itai Margula, lebt und arbeitet in Wien

Bele Marx und Gilles Mussard, Atelier Photoglas, leben und arbeiten in Wien | www.photoglas.com

Elisabeth Penker, lebt und arbeitet in Wien

Sofie Thorsen, lebt und arbeitet in Wien | www.sofiethorsen.net

Kurator: Herbert Posch

Grafik: Fuhrer visuelle Gestaltung oeg | www.fuhrer.at

Lektorat: Katharina Kniefacz

Mit freundlicher Unterstützung von Initiative Kunstgeschichte Wien, Forum „Zeitgeschichte der Universität Wien“, Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte

Nach dem Ende dieses „Rundgangs“ durch die Ausstellung „Kunst & Zeitgeschichte | Erinnerung – Gedenken – Universität“ und einige der Gedenk- und Erinnerungsprojekte der letzten Dekade möchte ich abschließend noch zeigen, dass und wie Denkmäler wahrgenommen und genutzt werden können und wie – doppeldeutig – sie wirken können.

In der Vorbereitungszeit der Ausstellung stellte ein Werbeplakat im ÖH-Wahlkampf 2009 eines der Denkmäler im Arkadenhof ins Zentrum: als „Stein des Anstoßes“, als Anlass zur Auseinandersetzung als starke symbolische Kontrastfolie für die politischen Forderungen bzw. den Aufruf: „Uni geht anders! > Gegen Zugangsbeschränkungen > für einen frauenpolitischen Aktionsplan > Demokratie in die Uni!“. Eine junge Frau/Studentin müht sich an einem der „Männer aus Stein“ im Arkadenhof der Universität Wien ab, zieht an einer um den Hals gelegten Blumenkette, unklar ob sie ihn würgen oder umreißen will. Die Statue ist insgesamt als unzeitgemäß und lächerlich gekennzeichnet: eine Faschingsmaske á la Groucho Marx mit Brillen, großer Nase, buschigen Augenbrauen und Hitlerbärtchen aufgesetzt sowie ein Hut, der wie ein Geburtstagskuchen mit Kerzen wirkt, und rechts noch zwei StudentInnen, die sich ebenfalls über das Denkmal lustig machen.

Die AkteurInnen versicherten auf Nachfrage glaubwürdig, es sollte bloß „irgendeine“ Büste sein, die als Chiffre für ein von ihnen kritisiertes antiquiertes oder erstarrtes Universitätsverständnis stehen sollte. Junge, fröhliche Menschen – insbesondere starke Frauen – sollten symbolisch die konservative, männlich dominierte Universität umgestalten und demokratisieren. Als Inbegriff eben dieser Universität erschien ihnen der Arkadenhof der Universität Wien geeignet, da hier etwa die männliche Dominanz in Stein gemeißelt deutlich sichtbar sei. Trotzdem ist die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Büste mit dem deutlich



Abb. 21: Wahlplakat ÖH-Wahlkampf April 2009, Foto: Herbert Posch

sicht- und lesbarem Namen auf dem Plakat abgebildet: Es handelt sich um den Botaniker „Julius (Ritter von) Wiesner, 1838–1916, der 1873–1909 Professor für Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ an der Universität Wien. Es wäre ein Leichtes gewesen, den Namen in einem Grafikprogramm abzuschattieren und unkenntlich zu machen. Vielleicht hat das Unbewusste zugeschlagen und was an Kenntlichmachung, vielleicht als Bedeutungssteigerung, der kritisierten männlichen Dominanz erwünscht war, hat auch die unerwünschten historischen Schichten des Denkmals offen gelegt.

Denkmäler haben neben der von Robert Musil konstatierten Eigenheit, „dass man sie nicht bemerkt“ und sie im Alltag übersieht, auch die Funktion, ein Maximum an Bedeutung in (ein Minimum an) Form einzuschreiben und sind oft hochaufgeladen, verweisen semio-phorenhaft auf diesen Bedeutungsüberschuss, für mehr als nur das Dargestellte zu stehen. Bezieht man noch eine weitere historische Zeitspur mit ein, wird aus der passenden Folie für antiquierte patriarchalische Strukturen an der Universität plötzlich ein anderes Bild.

Dass eine Studierende am Hals der Büste so an einer Blumengirlande zieht, dass der Eindruck entsteht, sie würde das Denkmal – die Person? – mit Vergnügen würgen oder umreißen, assistiert von amüsiert-begeisterten HelferInnen erweckt unangenehme Assoziationen an Bilder aus dem Jahr 1938, als verfolgte Jüdinnen und Juden tatsächlich mit ähnlicher Häme und Gewalt konfrontiert waren. Julius Wiesner (1898/99 Rektor) starb bereits 1916, doch war seine 1927 errichtete Büste eines jener Denkmäler, die von NS-Studierenden im November 1938 entstellt wurden – beschmiert, umgeworfen und attackiert, weil der Dargestellte nach den Nürnberger Rassegesetzen als Jude galt, und Jüdinnen und Juden damals nicht nur physisch von der Universität vertrieben wurden, sondern auch aus dem Gedächtnisraum der Universität entfernt wurden. Die Aktion der NS-Studenten erfolgte wenige Tage vor der Reichspogromnacht.

Wenn bekannt ist, dass es sich bei Julius Wiesner um einen Professor jüdischer Herkunft handelt, dass das Denkmal 1938 zum Gegenstand antisemitischer Gewalt und Spotts geworden ist (vgl. Mühlberger 2007, 107; Maisel 2007, 15), lassen sich in Bildmotiven auch Analogien zu klassisch antisemitischen Stereotypen wie etwa das Überbetonen einer großen – „jüdischen“ – Nase lesen.

Ich denke, dass die wenigsten BetrachterInnen des Plakates um die historischen Hintergründe wissen und das Plakat in diesen Zusammenhang gestellt haben. Auf die Mehrdeutigkeit der Plakate aufmerksam gemacht, wurden sie von der wahlwerbenden Gruppe österreichweit noch binnen eines Tages entfernt, das Sujet von der Homepage gelöscht, die Beteiligten über den bis dahin unbekanntem Kontext informiert, und sie entschuldigend sich auch bei den Nachfahren von Julius Wiesner.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Ash, Mitchell G. (2003). Hochschulen und Wissenschaften im Nationalsozialismus und danach. Aktuelle Forschungen und Projekte. CD-ROM, Wien.
- Alker, Stefan/Köstner, Christina/Stumpf, Markus (2008) (Hg.). Bibliotheken in der NS-Zeit. Provenienzforschung und Bibliotheksgeschichte (= Provenienzforschung und Bibliotheksgeschichte; 1), Göttingen.

- Below, Irene (2011). Kontexte der Erinnerung – Zur Wahrnehmung exilierter Kunsthistorikerinnen seit den 1960er Jahren in Deutschland und Österreich, in: Inge Hansen-Schaberg/Hiltrud Häntzschel (Hg.): *Alma Maters Töchter im Exil. Zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen in der NS-Zeit*, München, 248–278.
- BIG|Bundesimmobiliengesellschaft (2009) (Hg.). *Der Muse reicht's | The Muse has had it*. Iris Andraschek, Universität Wien, Arkadenhof, Wien.
- BIG|Bundesimmobiliengesellschaft (2009a). Presseausendung zum Ergebnis des Wettbewerbs, <http://www.big-gesmbh.at/big-art-deleted/big-art/big-kunst-bau/wettbewerbsdokumentation/projekt-arkadenhof-universitaet-wien/?type=98#> [zuletzt geprüft 10.08.2011].
- BIG|Bundesimmobiliengesellschaft (2010). Homepage zum Projekt „Der Muse reicht's“ von Iris Andraschek, <http://www.dermusereichts.at/> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Bukowska, Sylwia (2007) (Hg.). *Frauen–Leben–Wissenschaft. 110 Jahre Wissenschaftlerinnen an der Universität Wien* (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung 2007/2008 an der Universität Wien), Wien.
- Davy, Ulrike/Vašek, Thomas (1991). *Der „Siegfried-Kopf“*. Eine Auseinandersetzung um ein Denkmal in der Universität Wien. Dokumentation, Wien.
- Ebenbauer, Alfred/Greisenegger, Wolfgang/Mühlberger, Kurt (1998) (Hg.). *Historie und Geist. Universitätscampus Wien*, Bd. 2, Wien.
- Fleck, Christian (1996). Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich, in: *Wissenschaftsgeschichte – Wissenschaftsforschung, ÖZG*, 7, 67–92.
- Grandner, Margarete/Heiß, Gernot/Rathkolb, Oliver (2005) (Hg.). *Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945–1955* (= Querschnitte; 19), Innsbruck et al.
- Heiß, Gernot et al. (1989) (Hg.). *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945*, Wien.
- Kahane, Catharina/Schedlmayer, Nina (2008). „Ausgegrenzt – Vertrieben – Ermordet“. Das Wiener Institut für Kunstgeschichte gedenkt der Opfer es Austrofaschismus und Nationalsozialismus, in: *Kunstgeschichte aktuell*, 25, 3.
- Kunstgeschichte (2008). Homepage zu Denkmal (2008) und den Ausstellungen (2008 und 2010) zu ausgegrenzten, emigrierten und ermordeten KunsthistorikerInnen 1933/34–1945, <http://www.univie.ac.at/geschichtegesichtet> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Löschner, Monika/Stumpf, Markus (2008). „... im wesentlichen unbeschädigt erhalten geblieben ...“. Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek Wien am Beispiel der Fachbereichsbibliothek Anglistik und Amerikanistik, in: Gabriele Anderl et al. (Hg.): ... wesentlich mehr Fälle als angenommen. 10 Jahre Kommission für Provenienzforschung (= Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung; 1), Wien, 281–297.
- Maisel, Thomas (2007). *Gelehrte in Stein und Bronze. Die Denkmäler im Arkadenhof der Universität Wien*, Wien.
- Malina, Peter (2006). Wegnehmen und wegsperren. Zum Umgang mit dem Literatur-Bestand in einer wissenschaftlichen Bibliothek am Beispiel der Universitätsbibliothek Wien 1938–1945, in: *Mensch – Wissenschaft – Magie*, Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, 24, 177–194.
- Marx, Bele (2009). Audiophonium, <http://www.photoglas.com/upload/bildordnerbig/presse.pdf> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Marx Bele/Mussard, Gilles (2005). *Kontroverse Siegfriedskopf*, <http://www.photoglas.com/upload/bildordnersiegfried/presse.pdf> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Marx Bele/Mussard, Gilles (2005a). *Nobelpreis und Universität – ein Gruppenbild mit Fragezeichen*, <http://www.photoglas.com/upload/bildordnernobelpreis/presse.pdf> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Meissel, Franz Stefan/Olechowski, Thomas/Reiter-Zatloukal, Ilse (2011) (Hg.). *Vertriebenes Recht – vertreibendes Recht. Die Wiener Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät 1938–1945*, Wien.
- Mühlberger, Kurt (2007). *Palast der Wissenschaft. Ein historischer Spaziergang durch das Hauptgebäude der Alma Mater Rudolphina Vindobonensis*, Wien.
- Müller, Ines (2004). Die ehemalige Synagoge im alten Allgemeinen Krankenhaus in Wien – Ein trauriger 100. Jahrestag, in: *Wiener Klinische Wochenschrift*, 116, 55–60.
- Natter, Günter (1988). *Icones rectorum. Werden und Eigenart der Rektorengalerie an der Universität Wien*, Diss., Innsbruck.
- Penker, Elisabeth et al. (2005). *Wo ist Elise Richter, wo ist ... ?*, <http://www.eliserichter.at> [zuletzt geprüft 01.08.2011].

- Posch, Herbert (2000). Ehemalige Synagoge auf dem Universitätscampus Wien. Transformationen eines Ortes. Dokumentation der Diskussionsveranstaltung am 15. Dezember 1999 als Beitrag zur Entscheidungsfindung, Wien.
- Posch, Herbert (2009). Akademische „Würde“. Aberkennungen und Wiederverleihungen akademischer Grade an der Universität Wien im 19. und 20. Jahrhundert, Diss., Wien.
- Posch, Herbert (2009a). Gedenkkultur. An der Universität Wien, <https://www.univie.ac.at/universitaet/forum-zeitgeschichte/gedenkkultur/> [zuletzt geprüft: 15.08.2011].
- Posch, Herbert/Ingrisch, Doris/Dressel, Gert (2008), „Anschluß“ und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien (Emigration–Exil–Kontinuität. Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung 8), Wien/Münster.
- Posch, Herbert/Stadler, Friedrich (2005) (Hg.). „... eines akademischen Grades unwürdig“. Nichtigerklärung von Aberkennungen akademischer Grade zur Zeit des Nationalsozialismus an der Universität Wien, Wien.
- Posch, Herbert/Stadler, Friedrich/Kniefacz, Katharina (2009). Online-Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, <http://gedenkbuch.univie.ac.at> [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Spann, Gustav (²1998) (Hg.). *Untersuchungen zur anatomischen Wissenschaft in Wien 1938–1945. Senatsprojekt der Universität Wien. Endbericht*, Wien.
- Stadler, Friedrich et al. (2004) (Hg.). Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus. Die Folgen für die wissenschaftliche und humanistische Lehre, Wien/New York.
- Stadler, Friedrich/Posch, Herbert (2008). Homepage zum Forum Zeitgeschichte der Universität Wien, www.univie.ac.at/universitaet/forum-zeitgeschichte/ [zuletzt geprüft 15.08.2011].
- Universität Wien (1999). Personalstand der Universität für das Studienjahr 1998/99 (nach dem Stande vom 01.01.1999), Wien, 12–14.
- Universität Wien (2010). Homepage zum Projekt „Der Muse reicht's“ von Iris Andraschek auf der Startseite der Universität Wien, <http://www.univie.ac.at/universitaet/kastalia-schatten/> [zuletzt geprüft 15.08.2011].

Herbert Posch, Mag. Dr., geb. 1965, Historiker und Museologe, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, „History and Philosophy of Science“ | Forum „Zeitgeschichte der Universität Wien“ und Institut für Wissenschaftskommunikation & Hochschulforschung IFF | Museologie Universität Klagenfurt in Wien, 1990–2000 „Museum im Kopf“ am Institut für Wissenschaft und Kunst. Interessen- und Arbeitsschwerpunkte: Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Zeitgeschichte, Gedenkkultur, Museologie, Bildungsforschung und Wissenschaftskommunikation, Biografieforschung und Film.